

„MITTEILUNGEN“
DER
DEUTSCHEN GESELLSCHAFT
FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS
BAND XXVI TEIL E

Der japanische Nationalcharakter

(im Anschluss an das Buch
von Prof. Y. Haga : Kokuminsei Jû-ron)

VORTRAG
GEHALTEN IM MÄRZ 1934 VOR DER
DEUTSCHEN GESELLSCHAFT
FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS
IN TOKYO
VON
DR. W. GUNDERT

Zweite Auflage

T O K Y O

1 9 3 5

DEUTSCHE GESELLSCHAFT
FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.
Tôkyô-shi, Kôjimachi-ku, Hirakawa-chô, 2-chôme, 7
Kommissionsverlag von
OTTO HARRASSOWITZ, LEIPZIG

Der japanische Nationalcharakter

(im Anschluss an das Buch
von Prof. Y. Haga : Kokuminsei Jû-ron)

VORTRAG
GEHALTEN IM MÄRZ 1934 VOR DER
DEUTSCHEN GESELLSCHAFT
FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS
IN TOKYO
VON
DR. W. GUNDERT



Zweite Auflage

T O K Y O

1 9 3 5

DEUTSCHE GESELLSCHAFT
FÜR NATUR- UND VÖLKERKUNDE OSTASIENS.
Tôkyô-shi, Kôjimachi-ku, Hirakawa-chô, 2-chome, 7
Kommissionsverlag von
OTTO HARRASSOWITZ, LEIPZIG

DER WIEDERABDRUCK IST NUR MIT
ANGABE DER QUELLE GESTATTET

Der japanische Nationalcharakter.

Meine Damen und Herren!

Es dürfte kaum ein Volk der Welt geben, das zur Beobachtung, Beurteilung und Charakterisierung so lebhaft herausfordert wie das japanische. Die klar umrissene Sonderstellung seiner Insellage, die Eigenart seiner Sprache und seiner Sitten, durch die es sich selbst von den nächsten Nachbarn aufs schärfste abhebt, lassen es auf diesem Planeten als eine Welt für sich erscheinen, die auf den fremden Beobachter einen besonderen Reiz ausübt, einen Reiz, der durch die neuerdings hervorgetretene weltgeschichtliche Bedeutung dieses Volkes noch verstärkt wird. Darum beschäftigt die Frage nach dem japanischen Volkscharakter einen jeden, der einmal die Gestade dieses Insellandes betreten hat, mag das nun vor zwanzig Stunden gewesen sein oder vor zwanzig Jahren. Darum hat sich auch über die Welt jene Flut von Büchern ergossen, die alle dieses rätselhafte Volk zu deuten vorgeben und denen solches Vorhaben doch in so wenigen Fällen nur gelingt. Und zwar deshalb nicht gelingt, weil die meisten die Beurteilung eines Volkes zu leicht nehmen, weil sie sich nicht über die Prolegomena, die grundsätzlichen Voraussetzungen ihres Unternehmens klar sind, daß etwas so Umfassendes wie der Charakter eines gesamten Volkes mit einer langen Geschichte nicht so ohne weiteres aus Einzelbeobachtungen zu erschließen ist, daß es sich vor allem darum handelt, diesen Charakter als eine Struktur zu erkennen, einen organischen Bau, mit Fundamenten, tragenden Grundpfeilern und weniger wichtigen Bestandteilen. Das Wesentliche gilt es herauszufinden und dabei sich klar zu machen, daß je ferner sich ein Volk abseits von andern entwickelt hat, dieses Wesentliche um so eigenartiger und für unsere Begriffe um so schwieriger zu erfassen sein wird. Mögen z.B. wir europäischen Völker uns untereinander, mögen wir Germanen uns von den Romanen noch so verschieden fühlen, wir haben doch immerhin die Worte zur Hand, um diese Unterschiede auf den Begriff zu bringen. Hier aber verlassen uns die Worte, denn es fehlt bis in vorgeschichtliche Zeiten hin jeglicher Boden gemeinsamer geschichtlicher Erfahrung, auf dem das Mittel menschlicher Verständigung, das deutende Wort, sich hätte bilden können. Man kann darum streng genommen von Japan und seinem

Charakter noch heute eigentlich nur japanisch reden; deutsche Begriffe für dieses so eigenartige Wesen zu finden und zu prägen, Begriffe, die ein zutreffendes Bild Japans dem deutschen Gesamtweltbild an der richtigen Stelle einbauen, das ist eine heute noch ungelöste Aufgabe, es ist das lockende Ziel, dem unsre noch so junge, schwache japanologische Wissenschaft zustrebt oder besser zustreben sollte.

Können wir selbst von Japan nicht japanisch reden, so können das doch Japaner. Freilich ist dazu nicht ein jeder berufen, und mancher Europäer begeht den Fehler, in jedem hergelaufenen Studentchen, das ihm etwas von „Japan“ vorfaset, einen gewiegten Interpreten und ein Orakel fernöstlicher Mysterien zu erblicken. Aber auch die Äußerungen sehr sachkundiger Japaner sind dann mit Vorsicht aufzunehmen, wenn sie für Ausländer und in deren Sprache schreiben. Sie zeigen stets das Bestreben, dem Fremden die japanische Art mundgerecht zu machen, wobei der japanische Interpret auf eine wirklich ernsthafte, auf den Grund gehende Darstellung japanischen Wesens von vornherein stillschweigend verzichtet, weil er sich über den Ernst der Fragestellung des Ausländers entweder nicht klar ist, oder es zu mühsam findet, gewissenhaft darauf einzugehen. Anders ist es, wenn ein Japaner, im Besitz der besten Traditionen seines Volkes und eines Blicks für das Wesentliche, vor seinem eigenen Volk Rechenschaft darüber ablegt.

Ein solcher ist der vor wenigen Jahren verstorbene Haga Yaitsu, Professor für japanische Literatur an der kaiserlichen Universität Tôkyô und Rektor der Hochschule für japanologische Wissenschaft, Koku-gakuin Daigaku, hier. Er entstammte einer schintoistischen Priesterfamilie, also demjenigen Kreise der japanischen Gesellschaft, dem die Pflege des alten nationalen Erbgutes pflichtmäßig oblag, und war zugleich als Fachgelehrter ein Nachfahre jener Männer, die seit dem 18. Jahrhundert unter der Führung von Kamo Mabuchi und Motoori Norinaga die philologische Erforschung der Quellen des japanischen Altertums zum Ausgangspunkt jener folgenschweren Bewegung für nationale Selbstbesinnung und für Rückkehr zu altjapanischer Einfachheit in Staat und Religion gemacht und so den Zusammenbruch des Feudalsystems, den Sturz des Shôgunates der Tokugawa, die Wiederherstellung der realen Macht des Kaiserhauses, die Ausschaltung des buddhistisch klerikalen Einflusses im Staatsleben und die Läuterung des Schintoismus zu einem System religiöser Weihe des staatlich-völkischen Lebens vorbereitet hatten. Nehmen wir hinzu, daß er persönlich ein Mann von

feinstem Geschmack und hervorragender Lebenskunst war, wovon ich selbst durch wiederholte Besuche in seiner stillen Gelehrtenwohnung in Ôtsuka mich zu überzeugen den Vorzug gehabt habe, und da er obendrein die Schule europäischen und namentlich deutschen wissenschaftlichen Denkens durchlaufen hatte, so werden wir davon überzeugt sein, daß dieser Mann wie kaum ein anderer befähigt gewesen ist, über das wahre Wesen des japanischen Volkscharakters Zutreffendes und Entscheidendes auszusagen. Sein Büchlein „Kokuminsei Jûron“, d.h. 10 Aufsätze über den japanischen Volkscharakter, hat denn auch bei seinem Volke die gebührende Beachtung gefunden, indem es im Jahre 1907 zum erstenmale erschienen, immer wieder herausgegeben wurde und im vergangenen Jahre die 29. Auflage erlebt hat. Wenn es die Japaner der Ara Shôwa noch heute treibt, sich bei der Besinnung auf ihr wahres Wesen in dem gewaltigen Umwandlungsprozeß der Gegenwart an diesem Altmeister zurechtzufinden, so werden wir es für der Mühe wert halten dürfen, uns bei ihm Belehrung über sein Volk zu holen. Wir werden dabei freilich auch der Grenzen inne werden, die diesem Buche durch die besondere Eigenart und geschichtliche Stellung des Verfassers gezogen sind. So schwer wir einen Deutschen finden werden, der alles, was zum deutschen Wesen gehört, vollständig und rein in sich verkörpert, so wenig auch das vollkommen ausgerundete Idealbild eines Japaners. Stets wird das Volk größer, weiter, umfassender sein als der Einzelne, darum auch freilich unbestimmter, unklarer und deshalb auf den Führer angewiesen, der es mit starker Hand zusammenhält, ihm Maß und Richtung zu weisen. Unserem Gewährsmann sind seine Grenzen gegeben durch die besondere Art seiner leiblichen und geistigen Abstammung wie durch sein Fach. Als Erbe eines schintoistischen Priestergeschlechts und der nationalistischen Japanologen von der Art eines Motoori Norinaga ist er innerhalb des Ganzen des japanischen Volkslebens immerhin Partei, indem er für das, was der Buddhismus für Japan und seine Kultur seit über dreizehn Jahrhunderten geleistet hat, nicht das genügende Verständnis besitzt. Japanische Buddhisten, denen man echt japanische Art gewiß nicht wird absprechen können, werden Hagas Äußerungen über den Buddhismus weithin ablehnen. Als Literarhistoriker ferner richtet unser Gewährsmann seinen Blick entschieden mehr in die Vergangenheit als in die Gegenwart und holt sich die Belege für das, was nach seiner Auffassung bezeichnend japanisch ist, mit Vorliebe aus der alten Literatur seines Volkes. Das neue Japan

aber will gerade davon nicht viel wissen. Es will so unbeschwert wie möglich von alter Tradition der Gegenwart leben und auf dem neuen Wege mit Riesenschritten weitergehen, den es vor sechzig Jahren betreten hat. Die Folge ist freilich eine seelische Entwurzelung und geistige Verwirrung, die, was eigentlich japanisches Wesen ist, in undurchdringlichen Nebel hüllt. Haga geht daran gewiß nicht blind vorbei. Im Schlußwort seines Buches bricht die zitternde Sorge um die Zukunft seines Volkes, um die japanische Seele ergreifend durch. Aber wollen wir ihm nicht eher recht geben, wenn er gerade deshalb im Verfolg seiner Arbeit den Blick von der Verwirrung der Gegenwart abwendet auf diejenigen Äußerungen japanischen Wesens, die klar vor Augen liegen, und deren innere Antriebe trotz allem auch heute noch in jedem Japaner mächtig wirksam sind? Freilich erhebt sich hier die oberste und letzte Frage, die unser Gegenstand uns bietet: Gehört am Ende auch das zum Wesen des japanischen Volkes, daß es sich anders als die übrigen Völker der Welt — gestatten Sie den Ausdruck! — vollkommen umkrepeln, daß es aus seiner eigenen Haut herausfahren kann, daß es damit die Voraussetzung und unterste Grundlage unserer ganzen Überlegung, nämlich die eines von der Natur gesetzten, in sich einheitlichen und stabilen Charakters über den Haufen wirft? Wenn man die Reden fortschrittstrunkener Japaner der Gegenwart anhört, könnte einem tatsächlich oft um die Grundlagen der eigenen Welt- und Naturanschauung bange werden. Wir bleiben aber trotzdem zunächst bei unserem guten deutschen Sprichwort: der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Und wir werden gerade bei unserem so konservativen Gewährsmann die Ansatzpunkte finden, die der japanische Charakter einer weitgehenden Umstellung allerdings bietet, ohne damit doch sich selbst in seinen wesentlichen Grundzügen aufgeben zu müssen.

Die Art und Weise, wie unser Verfasser seine Aufgabe anfaßt, ist echt japanisch. Er ergeht sich nicht in Abstraktionen, sondern führt in zehn Kapiteln nacheinander eine Reihe wesentlicher japanischer Eigenschaften auf, ohne sie sorgfältig miteinander zu verknüpfen oder gar in ein System zu bringen. Trotzdem ist er sich ihres Zusammenhangs untereinander wohl bewußt, und bringt dies in seinem Schlußwort auch zum Ausdruck, indem er die an erster und zweiter Stelle genannten als die entscheidenden Grundzüge bezeichnet, aus denen alle andern sich von selbst ergeben. Er ist selbstverständlich auch darin Japaner, daß er diese Eigenschaften seines Volkes liebt und auf sie stolz ist. Das bedeutet

jedoch keineswegs, daß er sich in blinder Idealisierung japanischen Wesens gefiele, vielmehr bleibt seine Charakteristik durchaus sachlich und nüchtern, und wenn er es auch vermeidet, Mängel besonders hervorzuheben, so lassen sich diese aus den Eigenschaften, die er nennt, immerhin erschließen, ja in seinem Schlußwort spricht er es im Hinblick auf die Unvermeidlichkeit einer inneren Wandlung selbst aus, daß in denselben Charakterzügen, aus denen die Tugenden der japanischen Rasse hervorgehen, auch ihre Mängel begründet sind.

1. Kaisertreue und Vaterlandsliebe.

Haga wäre nicht der Japaner von echtem Schrot und Korn, der er ist, würde er nicht an den Anfang seiner Betrachtung und damit in den Mittelpunkt japanischen Wesens, so wie er es auffaßt, das besondere Verhältnis der Treue und Ergebenheit stellen, in dem sich das japanische Volk zu seinem einzigartigen Kaiserhause weiß. Vom abendländischen Standpunkte und erst recht von dem des abendländischen Liberalismus aus könnte man fragen: ist denn das so etwas Primäres, Erststelliges? Ist es nicht nur die Auswirkung vorhandener Grundeigenschaften im Politischen, also doch in etwas, was sich erst nachträglich im Lauf der Geschichte herausbildet? Man würde sich aber gerade mit solcher von außen hergebrachten Kritik die eine Tatsache verdunkeln, auf die hier alles ankommt: daß eben die Japaner ein durch und durch politisches Volk sind, und daß ihr Bewußtsein als Volk sich in vor- und frühgeschichtlicher Zeit eben an diesem Kaiserhause gebildet hat, daß also dieses letztere für die Japaner tatsächlich nichts Zweitstelliges, Nachträgliches ist, sondern ein Apriori, ein Urgegebenes, an das wohl der unbeteiligte Historiker die kritische Sonde ansetzen mag, nicht aber, wem es darum zu tun ist, die entscheidenden Wesenszüge des japanischen Volkes zu erkennen. Wir tun darum gut, gerade bei diesem Rühmichnicht-an japanischen Empfindens auf Deutungs- und Wegdeutungsversuche für diesmal zu verzichten und unsern Gewährsmann frei und unwidersprochen zu Worte kommen zu lassen. Unter Hinweis auf eine diesbezügliche Äußerung unseres Landsmanns Phil. Franz v. Siebold betont Haga, daß, während die Staatsumwälzungen in Europa stets eine Minderung der monarchischen Gewalt nach sich zogen, die großen Umwälzungen der japanischen Geschichte umgekehrt den Sinn hatten, das angestammte Herrscherhaus in seiner einzigartigen Machtstellung neu zu befestigen. Japan allein besitzt, so führt er aus, ein Herrscherhaus, das absoluten Charakter trägt, unantastbar und unverworren mit allem, was darunter

steht. Europäische und chinesische Herrscher stammen letztlich aus derselben Masse wie ihre Untertanen, sind nur durch Gewalt oder Beliebtheit geworden, was sie sind, und können darum auch wieder gestürzt werden. Auch Japan hat in seiner Geschichte Rebellen gehabt, hat Gewalthaber von unerhörter Willkür erlebt, aber sie bekämpften nur ihre Nebenbuhler, sie gierten nach dem höchsten Untertanenrang, sie machten sich im schlimmsten Fall Streitigkeiten des kaiserlichen Hauses selbst zu nutze. Aber nie kam es ihnen in den Sinn, das Kaiserhaus selbst zu stürzen und sich an seine Stelle zu setzen. Nur einer in Nara im 8. Jahrhundert, der Bonze Dôkyô, wagte das nie Erhörte und trachtete selbst nach dem Thron, darum ist auch sein Name wie der eines Judas in Japan auf ewig verfeimt. Diese einzigartige Stellung des japanischen Herrscherhauses, die das Ausland nicht versteht und nie verstehen wird, drückt sich darin aus, daß unsere Dynastie namenlos ist, während alle andern einen Namen haben, d. h. eben: aus Untertanen hervorgegangen sind. Gerade diese absolute Scheidung zwischen Herrscherhaus und Volk bedingt zugleich ihren innigsten Zusammenhang, so wie Eltern und Kinder gerade deshalb so eng zusammengehören, weil sich das Verhältnis zwischen ihnen nie umdrehen läßt. Schon die alte Göttersage bezeugt dieses Verhältnis: Izanagi, der Stammvater, erzeugt sowohl die Inseln des Landes mit allem, was darauf ist, als auch die Sonnengöttin Amaterasu, die Ahnherrin des kaiserlichen Geschlechts. Wie es im Aufbau der japanischen Sippen Stamm- und Zweiglinien gibt, so ist das Kaiserhaus selbst das Stammhaus des Volkes, Oyake genannt, während dieses die Zweighäuser oder die „kleinen Häuser“, Koyake, bildet. In diesem Sinne ist das Kaiserhaus „Kami“, d. h. etwas Oberes, Höheres, Göttliches, und der jeweils regierende Kaiser die sichtbare Verkörperung dieser göttlichen Macht, gegenwärtig offener Gott, Aki-tsu Kami. Ehrfürchtige Liebe und Ergebenheit gegenüber dem Kaiserhaus ist daher für den Japaner dasselbe Gefühl wie das, das er vor seinen Eltern empfindet; die in China hochgehaltenen Tugenden der Untertanentreue (Chû 忠) und des kindlichen Gehorsams (Kô 孝) fallen darum für ihn in eines zusammen. Als sich im Mittelalter das Feudalwesen ausbildete, und damit sich zwischen Kaiserhaus und Volk eine vielfach gestufte Ordnung von kleineren und kleinsten Herrschaftsverhältnissen zwischenschob, übertrug sich dieses Treuegefühl vom Kaiser auf den nächstoberen Lehensherrn und erfuhr in diesen sehr engen Gefolgschaftsverhältnissen eine starke Vertiefung. Es bildete sich

das sittliche Ideal des echten Gefolgsmanns, Samurai oder Bushi, das sogenannte Bushidô, das von dem treuen Lehensmann das rückhaltlose Opfer des Lebens, und auf die Spitze getrieben auch das Opfer aller andern menschlichen Gefühle, der Gatten- und Vaterliebe verlangt, jenes Ideal, das in ergreifenden Todesopfern hundertfach betätigt, vom Kriegerstande aus allmählich auch den Stand der Bauern, Händler und Handwerker ergriffen hat, und das in Romanen, Gesängen und namentlich auf der Bühne alten Stils noch heute das Herz jedes echten Japaners höher schlagen läßt. War durch dieses Feudalwesen die unmittelbare Beziehung des Untertanen zum Kaiserhaus in den Hintergrund gerückt, so war sie doch keineswegs aufgehoben, denn selbst die Shôgunen, die an der Spitze der Stufenleiter standen, bezogen ihren Glanz doch stets vom Kaiserhaus, dem bleibenden Quell und Urgrund aller Autorität und Würde. Sinn der großen Erneuerung der Meiji-Ära aber war es, jenes ganze System von Zwischengliedern aufzuheben und die Einzigkeit der Beziehung aller, nunmehr einander gleichgestellten Untertanen auf das Kaiserhaus wiederherzustellen. So bedarf, schließt unser Gewährsmann, das japanische Volk zur Nahrung seiner Vaterlandsliebe keines abstrakten Ideals, keiner allegorischen Figur wie der Germania, Gallia, Britannia; Vaterland und Kaiserhaus sind ihm ein und dasselbe, nur der japanische Kaiser kann im wahren Sinne des Wortes und ohne Überhebung sagen: „der Staat bin ich“.

2. Verehrung der Ahnen und Hochschätzung des Familiennamens.

Stellt unser Verfasser das dynastische Gefühl der Japaner zunächst als etwas Urgegebenes und darum nicht weiter Erklärbares hin, so unternimmt er es in seinem zweiten Aufsatz doch, dieses Gefühl auf etwas Allgemeineres zurückzuführen: auf die dem Japaner tief eingewurzelte Ahnenverehrung. Damit ergibt sich die Möglichkeit eines Vergleiches mit andern Völkern, den Chinesen, den alten Römern mit ihren Penaten u. a. Aber sofort zieht er wieder den unterscheidenden Strich: war bei jenen die Verehrung der Ahnen Familien-, also mehr oder weniger Privatsache, so bilden die Ahnen des japanischen Volkes eine zusammenhängende Hierarchie, die stets auf irgend eine Weise in den kaiserlichen Ahnen gipfelt. Selbst die Naturgewalten, die der Japaner verehrt, die Götter der Berge, Flüsse, Bäume, des Landes und Meeres, des Windes und Wassers, und allen voran die göttliche Sonne, auch sie sind im alten Mythos auf geheimnisvolle Weise (die moderne Wissenschaft nennt es das Gesetz der Partizipation bei den Primitiven) mit den

Ahngöttern verschmolzen. Die Sonnengöttin übergibt ihrem Urenkel, den sie als Herrscher aufs Mittelland des Schilfgefeldes (Ashihara no Naka-tsu-kuni) hinabsendet, ihren Spiegel nebst zwei andern Kleinodien mit den Worten: Behandle diesen Spiegel ganz als meine eigene erlauchte Seele; verehere ihn wie du mich vereherst! Sie selbst bleibt gegenwärtig bei dem Enkel und legitimiert ihn so als rechtmäßigen Herrscher. Daher die entscheidende Bedeutung der drei Insignien, daher der Streit um sie /zur Zeit des Schismas im Kaiserhause im 14. Jahrhundert; und daher keine kaiserliche Autorität in Japan, ohne daß der Kaiser durch Besuche beim Großen Schrein von Ise, der jenen Spiegel birgt, und durch den täglichen Kult am Ahnenschrein seines Palastes, Kashikodokoro, dem Orte der Ehrfurcht, in ständiger Verbindung mit seinen Ahnen bleibt, weshalb denn Staatsregierung und Ahnenkult in Japan nicht zu trennen sind und darum auch mit einem und demselben Worte, Maturigoto, d. h. Kultangelegenheit, bezeichnet werden. Das ist nach Haga keine Religion, kein System von Dogmen, die man lernen und glauben muß, das ist einfach die natürliche Gegebenheit, in die jeder Japaner hineingeboren wird. Denn als Kinder des Kaiserhauses haben auch die Untertanen alle dieselbe Anhänglichkeit an das Heiligtum in Ise. Auch die übrigen Götter, die übers ganze Land in großen und kleinen Schintoschreinen verehrt werden, sind Ahnen des Volkes, die durch Dienst am Kaiserhause sich verdient gemacht haben, und seien es auch nur die Ahnen einer Dorfgemeinschaft, die ersten Pioniere ihres Tales, die ältesten Besieger der unbotmäßigen Ureinwohner. Auch der Buddhismus hat an diesem natürlichen Verhältnis nicht gerüttelt, erst den Christen kam es in den Sinn, darin einen Raub an der Ehre und Einzigkeit ihres Gottes zu erblicken, wo sie doch nichts dabei finden, am Denkmal eines Kaiser Wilhelm Kränze niederzulegen, was im Grund dasselbe ist. Im Yasukuni-Schrein auf dem Kudan wird jeder Soldat, der im Dienste des Kaisers gefallen ist, verehrt, darunter selbst ausländische Schiffskapitäne, die im Kriege in japanischen Diensten standen,

Was das Kaiserhaus und ihm nach das Volk im großen übt, das wiederholt jede Familie im kleinen mit der ehrenden Pflege ihrer eigenen Ahnen. Dieser Ahnenkult gibt den Familien ihren Zusammenhalt und nährt den Sinn für die Ehre des Namens. In den Kriegen des Mittelalters gab es keinen Zweikampf, ohne daß die Gegner erst ausführlich ihren Namen und ihre Herkunft nannten. Der Stammbaum

war von ungemeiner Wichtigkeit, weshalb damit auch viel Betrug geübt wurde. Um den Namen nicht aussterben zu lassen, führte man im späteren Mittelalter die Adoption ein. Die junge Frau ist weniger Gattin als eben Adoptivtochter des Hauses. Und der adoptierte Schwiegersohn, den man für die Erbtöchter ins Haus nimmt, hat nur seiner neuen Familie zu leben und ihrem Namen Ehre zu machen, was immer sein natürliches Gefühl dagegen sagen mag. Durch Tüchtigkeit dem Namen seines Hauses Ehre zu machen, ist darum wichtigster sittlicher Beweggrund, selbst für die Dienerschaft, wenn sie den rechten Geist hat. Früher war es so, daß der Vater den Sohn, der Schande auf den Namen brachte, vor dem Ahnenschrein des Hauses züchtigte; noch heute kommt es vor, daß sich Eltern von Attentätern, Verrätern oder Deserteuren das Leben nehmen. Aber freilich: so viel wie früher redet man heutzutage von der Ehre des Namens nicht mehr.

3. Diesseitigkeits- und Wirklichkeitssinn.

So innig die Japaner mit ihren Ahnen zusammenhängen, so verfehlt wäre es jedoch, daraus nun zu schließen, daß sie sich viel um ein jenseitiges Leben kümmerten, oder daß sie überhaupt tief religiös wären. Sie stehen mit beiden Füßen auf dem Boden der realen Welt der Gegenwart. Ihr Ahnenkult beruht auf einem ganz einfachen Seelenglauben: nach altjapanischer Auffassung kann sich die Seele, eigentlich „Tama“ der Edelstein genannt, vom Menschen trennen, konnte ihm gegenübertreten, ihn behüten; und so trennt sie sich von ihm eben auch beim Tode. Das ist alles. Mit Jenseits hat das gar nichts zu tun. Erst der Buddhismus brachte den Gedanken an Lohn und Strafe in einem künftigen Leben herein. Wenn ein japanischer Soldat stirbt, macht er sich keine Gedanken, ob er wohl in die Hölle komme oder wohin. Ôishti Yoshio, der Führer der 47 Getreuen, die nach vollbrachter Blutrache in den freiwilligen Tod gingen, dichtet zum Abschied:

Leben geopfert,
Was ich wollte, erledigt.
In meiner Seele
Ist es Vollmond geworden,
Wolkenlos ungetrübt.

Ihn beschäftigt nichts als die Aufgabe, die er sich in diesem Leben gestellt hat. Ist die erfüllt, dann wird abgeschlossen. Dieses Leben ist der Ort, wo der Mensch sich betätigen soll. Das altjapanische Denken ist ganz und gar auf Wertung dieses irdischen Lebens eingestellt. Es

kennt keine Furcht vor dem Tode, aber es verabscheut ihn als etwas Unreines. Darum wendet sich die Mythologie einseitig der positiven schöpferischen Seite des Daseins zu und hat keinen Blick für das Vergehen, wie der Buddhismus. Der ganze Ahnen- und Götterkult dient der Förderung des irdischen Lebens. Dieses bedarf der Speise, darum werden vor allem die Mächte, die zum Gedeihen des Reises beitragen, eifrig gepflegt, und alle Kultfeste haben irgendwie mit der Landwirtschaft zu tun. Auch der Buddhismus konnte in Japan nur einwurzeln, indem er dem Streben nach diesseitigem Glück entgegenkam. Das ganze Wesen von Riten, Zaubern, abergläubischen Gebräuchen, guten und bösen Taten, Vorzeichen, Wortbedeutungen, der Zulauf zu Wallfahrts-tempeln, der schwunghafte Handel mit Amuletten — das alles hat immer denselben Zweck im Auge: Leben, langes Leben, Gesundheit, Glück, Reichtum. Auch die japanische Literatur spiegelt diesen Sinn wieder: sie zeigt wenig erschütternde Tragik. Meist enden Märchen und Erzählungen glücklich. Das Problem des Todes spielt keine Rolle. Liebende gehen in den Tod, weil sie nur so beisammen bleiben können; da sie sich über das Weitere keine Gedanken machen, ist das Sterben einfach; eine ganz kühle, flache Religiosität.

Dieser nüchterne Wirklichkeitssinn befähigt den Japaner, sich alles, was ihm irgend für seine Zwecke geeignet scheint, anzueignen, gleichviel, was es sei und woher es komme. Er kann das um so unbedenklicher, als der absolute Konservatismus seiner im Kaiserhaus verwurzelten staatlichen Ordnung jede Gefahr einer Selbstaufgabe ausschließt. Die Heiligtümer in Ise haben noch heute dieselbe Bauart wie in der Urzeit, aber das hinderte nicht, im 7. Jahrhundert die chinesische, im 19. die abendländische Kultur einzuführen, alles um des praktischen Vorteils willen. Das Gute übernehmen, das Mangelhafte verbessern — das ist der Japaner besondere Stärke. Zweimal in seiner Geschichte war Japan genötigt, sich mit einer Kultur von anderer Höhenlage auseinanderzusetzen. Aber es hat sich davon nicht erdrücken lassen; es hat diese Kulturen assimiliert und sich nutzbar gemacht. Japan hat die Bereitschaft, sich jederzeit auf eine neue Zeit umzustellen. Darum sagen die Ausländer, wir seien gute Nachahmer. Das ist es aber nicht; sondern wir sind geschickt darin, aus einer Sache praktischen Nutzen zu ziehen. Nachahmen kann auch ein Affe. Aber wir wählen aus und formen um. Wir bauen unser Heer nach fremdem Muster, aber sein Geist ist der des alten Samurai. Wir schießen mit Krupp- und Arm-

stronggeschützen, aber auf japanisch, wie der Fechter mit seiner Masamuneklinge. Kurz, die Japaner sind Praktiker: sie behalten als Einzelne wie als Staat stets Nutzen und Schaden, Vorteil und Nachteil im Auge.

4. Liebe zu den Pflanzen und Freude an der Natur.

Die Diesseitsfreudigkeit des Japaners ist ohne Frage ein Geschenk, das er der milden und anmutigen Natur seines Landes zu verdanken hat. Darum äußert sie sich denn auch besonders in der Freude an dieser Natur, in der wiederum das reich entwickelte Pflanzenleben seine besondere Liebe erweckt. Er entnimmt die Stoffe für Wohnung, Nahrung und Kleidung mit Vorliebe der Pflanzen-, nur wenig der Tierwelt. Die Muster auf Frauengewändern sind nur ein Abbild der Farbenpracht japanischer Herbstlandschaft. Selbst die Ritter liebten auf ihren Waffen Zierat, der Pflaumen- und Kirschblüten, Bambus- und Ahornblätter darstellte. Chrysantheme und Paulowniablüte bilden die Wappen des kaiserlichen Hauses, die Tokugawa führen die Malve in ihrem Wappen, und ähnlich alle andern. Die Kost des Japaners ist nicht allein vorwiegend Pflanzenkost, auch die Namen unzähliger Leckereien sind von Blumen und Blüten hergenommen, und alle Eßgeschirre tragen mit Vorliebe Pflanzenmuster. Das japanische Zimmer stimmt ganz zu dem umgebenden Garten; Pfeiler und Decke aus Naturholz, der Boden aus Binsen, in der Nische ein Bild von Vögeln, Blumen oder einer Landschaft, darüber in der durchbrochenen Wand Bambus- und Blütenmuster. Die Dienerinnen heißen nach Pflaumenblüte, Bambus, Chrysanthemum, Schmetterling. Die ästhetische Schätzung der Blumen ist ein unerschöpfliches Thema für jeden Japaner und namentlich jede Japanerin von Geschmack. Die zarten Künste des Blumensteckens, der Zwergbaumpflege (Bonsai), der Miniaturlandschaften (Bonkei), und Miniaturgärtchen (Hakoniwa) zeigen, wie der Japaner sich in solcher Liebe zur Pflanzenwelt nicht genug tun kann. Vor allem die Alten, die sich aus dem tätigen Leben zurückgezogen haben, und die Bonzen füllen damit ihre Tage aus: eine anmutige Art der Weltflucht. Und jeder, der die japanische Dichtung kennt, weiß, daß sie fast von nichts handelt, als von Blumen, Schmetterlingen, Mond und Landschaft, und daß der innige Zusammenhang zwischen Natur- und Menschenleben eines der Grundmotive der ganzen japanischen Literatur bildet. Höchster Ausdruck für diesen Zusammenhang ist das Haiku, dessen Wesen und Gesetz darin besteht, in kurzen 17 Silben einen vollständigen Zusam-

menhang von Landschaft, Jahreszeit und menschlicher Situation zum Ausdruck zu bringen. Der echt empfindende Japaner ist sich fortwährend der Jahreszeit und ihrer besonderen Naturschönheit bewußt, er fühlt „das Rührende an den Dingen“, Mono no Aware. Dieses sinnig-innige Verhältnis zur Natur ist für ihn entscheidendes Merkmal guten Geschmacks und einer schönen Seele. Wie allgemein diese Gesinnung verbreitet ist, beweisen die massenhaften Ausflüge zum Genuß der Pflaumenblüte, der Kirschblüte, der herbstlich gefärbten und winterlich versilberten Landschaft, die ebenso den großen wie all den ungezählten kleinen Dichtern unerschöpflichen Stoff zu immer neuen Ergüssen liefern.

5. Optimismus und Heiterkeit.

Nichts ist verkehrter als das Gerede vom japanischen Pessimismus. Der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit beschäftigt den Japaner wenig. Darum fehlt auch seiner Literatur das Pathetische, das Satirische, das Elegische — die alle diesen Gegensatz zur Voraussetzung haben. Nur nicht an den Dingen hängen bleiben, nur nicht schwerfällig und tiefsinnig. Zorn, Spott, Überhebung oder Schmerz über dieses Leben sind Gefühle, denen sich der Japaner nur sehr mäßig hingibt. Auch das zeigt sich schon in der alten Mythologie. Der Groll der beleidigten Sonnengöttin verflieg, als vor der Felsenhöhle, in die sie sich verkrochen hatte, das welterschütternde Lachen der Götter über die sehr weitgehenden Gesten der Tanzgöttin Ama-no-Uzume erschallte. Was andere unanständig und aufregend finden, ist dem Japaner nur harmlos komisch. Bei seinem Gefühl für Form und Zeremoniell ist unanständig nur, was nicht in die Situation paßt. Es gibt Situationen, wo z.B. Entblößung das Natürliche ist, und solche, z.B. wenn keine Frauen da sind, wo man sich durch Unterhaltung über natürliche Vorgänge erheitert. Und unser Gewährsmann zeigt gar keine Eile, über diese Gegenstände möglichst rasch und schonend hinwegzugleiten, sondern verbreitet sich behaglich seitenlang darüber. Denn, sagt er, das sind alles harmlose Reden, die Taten sind lange nicht so schlimm. Der Japaner geht über diese Dinge leicht hinweg, er kennt keine starke Leidenschaft oder schwüle Begierde. Sein Ideal ist der Edokko, der echte Sohn des alten Edo, der unbekümmert um andere tut, was er für recht hält, stets eine flotte Rolle spielt, mit jeder Sache kurz und sauber fertig wird, rasch erregt, rasch wieder beruhigt. Gehts in der Liebe schief, so gibt er sie auf. Läßt sich die Frau was zu schulden kommen, so wirft er ihr den Scheidebrief hin und jagt sie fort. An einer Frau, die ihn nicht will, wird er doch nicht

hängen bleiben; und enttäuscht sie ihn, so ist er darum noch lange nicht vom weiblichen Geschlecht überhaupt enttäuscht. Diese Art des Edokko, überhaupt des Japaners, äußert sich in seiner Freude an schlagfertigen Antworten, womöglich in knapper dichterischer Form. Viele Anekdoten erzählen von Stegreifversen, mit denen geistvolle Männer und Frauen spöttische Frager zurückschlügen. Der Austausch dichterischer Rede und Gegenrede wurde zu einem Gesellschaftsspiel, dem Uta-awase, ausgebildet. Daraus entstanden neue Dichtungsformen, das Kettengedicht; das Haiku, Senryû, Kyôka, Rakugo, in denen es stets auf Feinsinn in ganz ganz kleinen Dosen ankommt. Alles muß kurzangebunden sein, alles klipp und klar. Auch im Wirtschaftlichen zeigt der Edokko dieselbe Haltung. Er lebt von der Hand in den Mund, behält kein Geld über Nacht; auszugeben, was er hat, wie ein Grandseigneur, ist ihm Bedürfnis; darum kennt er kein schmälicheres Wort als „kechi“, was nicht nur geizig bezeichnet, sondern zugleich kleinlich, verächtlich. Darum ist er das Gegenteil zum Chinesen und Juden, freilich darum auch im Geschäft diesen unterlegen. Der chinesische Kuli läuft dem Fremden nach, bis dieser ihn mit dem Stock weggagt; der japanische setzt sich solcher Schande nicht aus. Denn auf seiner Ehre allein besteht der Japaner unerbittlich. Bushi wa kuwano Takayôji, heißt ein hierfür bezeichnendes Sprichwort: Der Samurai hat nichts zu essen, aber sein Zahnstocher muß länger sein als der des gemeinen Mannes. Oder das andere: Der Samurai hat auch bei leerem Magen keinen Hunger. Dieses Ehrgefühl verbunden mit der Neigung zu raschem Entschluß und sauberem Fertigwerden bedingt, daß der Japaner, wenn es darauf ankommt, sich aus dem Sterben gar nichts macht. Wenn er nur seinen Kopf durchsetzt, kommt es ihm auf ein Leben mehr oder weniger nicht an. Der Tod bringt die Sache in Ordnung, also los! Das Seppuku (Harakiri) dient vor allem der Entschuldigung, es stellt auch verlorene Ehre wieder her.

6. Geschmack am Leichten und Einfachen, „assaçi“ und „sappari“.

Mit dem heiteren, leicht fertigen Sinn des Japaners hängt aufs engste zusammen sein ästhetischer Geschmack. Er geht aufs Leichte und Einfache. Diese Worte sind leider nur unbeholfene Ersatzmittel für das, was hier gemeint ist. Während das Deutsche Ausdrücke wie plumps, piffpaff, huschhusch nur für eigentliche Tonmalereien und nur in der Kindersprache verwendet, haben sich die Japaner wie auf den schon berührten Gebieten, so auch in ihrer Sprache den Zusammenhang mit urtüm-

lichen Zuständen dermaßen bewahrt, daß sie noch heute ihre unmittelbarsten sinnlichen Eindrücke, gleichviel ob aus der Welt der Töne oder anderswoher genommen, in solche naturmalende Worte fassen. Nicht nur machen die Holzsandalen auf dem Steinpflaster gatagata, der Platzregen pachipachi, sondern es machen auch klebrige Stoffe wie Kleister oder Honig petapeta, Erschreckte machen bikkuri, Gemächliche machen yukkuri, Enttäuschte gakkari. So gibt es nun auch Dinge und Menschen, die machen assari und sappari, und bei solchen ist es dem Japaner ganz besonders wohl. Ich möchte vermuten, daß assari mit dem Stamm des Eigenschaftswortes asai, nämlich seicht, flach zusammenhängt. Wir könnten es sehr schön übersetzen, wenn unser Wort „fade“ kein Tadel, sondern ein Lob wäre. „Reizlose Nahrung“ kommt ihm schon nahe.

Hören wir unsern Gewährsmann! In sonnigem Klima ist alles sonnig und leicht. Japanischer Tabak hat wenig schwere Säfte, wenig Schärfe, er macht assari. Unsre Blumen haben schöne, leichte Farben, aber fast keinen Duft: assari. Unsre Vögel schönes Gefieder, aber wenig musikalischen Gesang: assari. Unsre Nahrung besteht aus Gemüse und Fisch; ohne Fleisch und Fett, ohne Säure, Schärfe: sie macht assari. Reis, die Hauptnahrung, hat überhaupt keinen Geschmack; eben darum wird man ihrer nie überdrüssig. So sind auch unsre Handlungen flott, Bühnenhaft, effektiv, aber ohne tiefe Wurzel: auch unser Charakter macht assari. Eng damit zusammen hängt der Geschmack des „Sappari“. Bezeichnet assari mehr den Inhalt, so geht sappari auf die Form: das klar Umrissene, sauber Abgegrenzte, das in sich Fertige, woran nichts herumhängt, was keinen Nachgeschmack hinterläßt. Das ungestrichene Naturholz des japanischen Zimmers, die frischgrüne Naturfarbe des Binsenbodens, die schmucklosen Papiertüren und Meersandwände, die schneeweißen Chrysanthemen im Unterschied von den bunten, wie sie die Chinesen bevorzugen: das alles macht sappari. Kuchenschachteln in Europa sind aus Pappe mit Bändern und Zierat, in Japan ist die vornehme Kuchenschachtel aus reinem ungefärbtem Holz. Europäische Fächer sind mit Firlefanz behangen; der Japaner schätzt den unbemalten einfachen Papierfächer. Darum liebt er auch seinen Fuji über alles: nicht wegen seiner Erhabenheit und Größe, sondern weil er bei aller Größe ist wie eine solcher umgekehrter Papierfächer, einfach und klar: sappari. Der Geschmack des Assari und Sappari, des Leichten und Einfachen, eint sich am schönsten im edelsten

Getränk, dem Tee, den nicht umsonst die Meister der Zenpraxis und des Zen-Geschmacks von China herübergebracht haben. Die Zen-Philosophie geht von der Leerheit und Eitelkeit des Daseins aus, verachtet darum alles Umständliche, Wortreiche, Buntpfarbige, Komplizierte. Sie paßte vorzüglich zu der Lebenshaltung des Samurai in den wilden Kriegszeiten des 13. bis 16. Jahrhunderts. Ihr kam die ursprüngliche Schlichtheit japanischen Wesens überhaupt entgegen. Man denke nur an die Einfachheit der japanischen Sprache, das Vorherrschen klarer Vokale, die Schlichtheit des Satzbaus, oder auch an die Einfachheit der alten Musik! Der Buddhismus hat wohl indische Pracht und Buntheit mit nach Japan gebracht; Goldschmuck, Baldachine, üppiger Zierat erinnern an europäische Kompliziertheit, zumal in Nikkō. Der echt japanische Geist aber fühlt sich davon eher beschwert, darum hat er die Reaktion des Zengeschmacks gegen ästhetische Überladung auf allen Gebieten begrüßt. So kam es zur Pflege der Teefeier im Teeraum, der eine architektonische Wiedergeburt des primitiven Schintoschreins unter dem Einfluß des Zengeschmacks darstellt, wie das Haiku eine solche des altjapanischen Kurzgedichts. So kam es zur Tuschemalerei, die wie das Haiku den äußersten Verzicht auf sinnliche Mittel darstellt, deren Sinn nicht in den Strichen liegt, sondern außerhalb, wie der des Haiku außerhalb seiner paar Worte. Wunderbar offenbart sich dieser Geschmack in den unübertroffenen keuschen Formen des Nōspiels: keine Kulissen, kein Hintergrund; durch seinen Blick stellt der Spieler einen Baum auf die Bühne; durch seinen Blick erweckt er den Eindruck, daß sein Partner, den man doch dastehen sieht, nicht zu sehen ist. In seiner erhabenen Ruhe erwächst jeder Bewegung des Tanzes ihre eindrucksvolle Bedeutung. All dies ist nichts als ein Ausfluß der japanischen Neigung zum Leichten, Einfachen, Schlichten, zu assari und sappari.

7. Sinn für das Niedliche in Natur und Kunst.

Daß die Japaner eine besondere Vorliebe für das Niedliche, Zierliche, Zarte besitzen, wird nach dem Gesagten nicht mehr wundernehmen. Man hört das im heutigen Japan freilich nicht mehr gerne, und es ist auch nicht zu bestreiten, daß die Japaner energisch bemüht sind, ihren Neigungen nach dieser Seite hin eine andere Richtung zu geben. Wir dürfen darum über das, was unser Gewährsmann zu dieser Charaktereigenschaft zu sagen hat, kurz hinweggehen, zumal er auf Dinge hinweist, die schon hundertfach gesagt worden sind, und die auf den gewiß nur halb richtigen Satz hinauslaufen: klein im Großen, groß im Kleinen.

Es ist die Kleinheit der Landschaft und ihrer Tiere; die Rolle, die Vögelchen, Insekten, Muscheln, Beeren, Steinchen, Gräser, kleine Blüten in Dichtung und Malerei spielen; die Liebe zu kleinem Eßgerät, zu Puppen und winzigen Figuren, die keineswegs nur Kinderspielzeug sind; überhaupt zu verkleinernder Wiedergabe der Natur. Und daraus erwächst die erstaunliche Fingerfertigkeit in der Kleinkunst mit Elfenbein, Schwertzierat, Holzschnitt bis herab zu der Gewandtheit, womit der Japaner Papier faltet oder aus Papierstreifen Schnürchen dreht. Man könnte auch die Kinderliebe der Japaner hier erwähnen, die ganz ursprüngliche Freude am winzigen Menschlein. Und dem entspricht auch die Sprache, die sich nicht für das Großartige, Gewaltige, Erhabene eignet, sondern für zarte Eleganz, weshalb das beste Japanisch von Frauenhand geschrieben worden ist. Erst die chinesischen Lehnwörter mit ihrer unübertroffenen Knappheit haben Kraft in die japanische Sprache gebracht, darum kann auch von einer Ausmerzung chinesischen Sprachguts keine Rede sein.

8. Sauberkeit und Reinlichkeit.

Auch über die japanische Reinlichkeit ist schon unendlich viel geschrieben worden. Uns, die wir dabei stets die Frage auf dem Herzen haben, wie sich diese so gerühmte Eigenschaft mit manchen Erscheinungen reimt, die auf das Gegenteil hinzuweisen scheinen, interessiert vor allem die Feststellung unseres Gewährsmanns, daß dieses Reinlichkeitsbedürfnis aufs engste mit den primitiven Vorstellungen über kultische Reinheit, wir würden also sagen: mit Tabuvorstellungen zusammenhängt. Es hat darum von Haus aus nichts mit moderner Hygiene, mit Physik und Chemie zu tun, sondern mit der mehr oder weniger magischen Abwehr lebensfeindlicher Einwirkungen, mit der Säuberung der Luft von allen bösen Geistern der Krankheit und des Todes. Daß außerdem die Nähe des alles reinwaschenden Meeres, die kristallene Lauterkeit der Flußgewässer, die Häufigkeit heißer Quellen im Unterschied von dem allgegenwärtigen Staub des chinesischen Lößlandes das Reinlichkeitsgefühl mächtig förderte, dürfen wir bestimmt annehmen.

Unser Verfasser geht aus von einem wenig schmeichelhaften Vergleich zwischen japanischen und deutschen Badesitten und wendet sich alsbald seinem Lieblingsgebiet, dem japanischen Altertum und Mittelalter zu: leibliche und seelische Reinheit gehörten nach japanischem Gefühl zusammen. Daher die Wichtigkeit des kultischen Reinigungsbades Misogi, und des am Ende jedes Halbjahres geübten Ritus

der „Großen Säuberung“, Ôharai. Rein war alles Lebenfördernde, unrein alles, was das Leben hemmt: Tod, Krankheit, körperliche Gebrechen, alles, wobei Blut fließt, daher auch die Geburt. Das Mittelalter bildete die kompliziertesten Regeln aus, um den kaiserlichen Palastbezirk vor Verunreinigung zu schützen. Die Folge war, daß Todesfälle verheimlicht wurden, deren Entdeckung dann um so größere Panik hervorrief. Auch Todesfälle bei Haustieren machten unrein, ebenso Geburten, nur Hühner durften ihre Eier ungestört zur Welt bringen. Die Sperrung heiliger Berge für Frauen bis in die neueste Zeit hat ihren Grund in diesen Tabuvorschriften. Die Europäer tun Hut und Stiefel in denselben Schrank. Dem Japaner ist das undenkbar. Straße und Erdboden sind eine andere Sphäre als der Mattenboden des Hauses — zwischen beiden darf es keine Berührung geben. Ebenso ist ein gewisser Ort, mag er noch so reinlich gehalten sein, ein Gebiet für sich, dessen Verlassen eine Reinigung erfordert. Auch der Hausgarten muß ein Muster von Sauberkeit sein, kein Blättchen darf auf dem Boden liegen.

Kann man nicht immer alles rein halten, so kann man doch auf Neujahr den Schmutz des alten Jahres ausfegen. Kein Japaner, der nicht am 31. Dezember ins Bad ginge. Sinn aller Neujahrsgebräuche ist, vollkommen neu und frisch anzufangen, ohne ein Stäubchen Vergangenheit, gerade als fange die Götterzeit und mit ihr das japanische Reich wieder von vorne an. Das ist das Festgefühl am Neujahrstage.

Mit diesen Gefühlen gehört auch das Ideal sittlicher Reinheit und Integrität zusammen. Bestechung, Kommission, Trinkgelder sind unjapanisch (Heiterkeit). Noch heute nehmen Schaffner kein Trinkgeld an. Aber wie lange wird sich das noch halten, fragt unser Gewährsmann mit einem stillen Seufzer.

9. Höflichkeit und gute Formen.

Die sprichwörtliche Höflichkeit der Japaner geht zunächst zurück auf die Sitten der Tokugawazeit. Die damalige Gesellschaft war eingeteilt in Stufen über Stufen, Rang über Rang. Das erforderte ein unglaublich umständliches Zeremoniell. Jede Bewegung, jede Redensart war genau vorgeschrieben. Es gab verschiedene Lehrsysteme des Zeremoniells, am verbreitetsten war das der Ogasawara-Schule, das heute noch, weil für feinere Frauenbildung unentbehrlich, auf den höheren Mädchenschulen gelehrt wird. Besonders schwierig war und ist noch die Vermählungszeremonie. Selbst für den freiwilligen Tod durch Bauchaufschlit-

zen gab es eine genaue Etikette; vor allem sorgte der Sterbende dafür, daß er nach dem Tode keine ungebührliche Haltung einnehme, gleich wie der Karpfen, der auch auf dem Hackbrett nicht zappelt. Höflichkeit und gute Formen wahrt man nicht um der andern, sondern um seiner selbst, um seiner Ehre willen. Für das Verhalten zu andern ist die soziale Beziehung maßgebend, in der man zu ihnen steht. Beruht die europäische Höflichkeit auf dem Grundsatz der Gleichheit aller, so die japanische auf dem des Rangunterschieds und der mannigfachen Abstufung in der Intimität eines Verhältnisses. Wer auf englisch verkehrt, kommt mit I und you durch die ganze Welt, in Japan sagt man für die erste Person jenachdem watakushi, watashi, ware, are, konohō, sessha, shōsei, temae, boku, und ebenso viele Formen hat man für die zweite und dritte. Die Höflichkeitsausdrücke, an denen das Japanische so reich ist, sind nicht nur ehrend, sondern enthalten auch ein Element der Traulichkeit und zugleich der Eleganz (denken wir an unser formelles „lieber Papa, liebe Mama“). Es wäre aber falsch, zu meinen, die japanische Höflichkeit stamme erst aus der Feudalzeit. Es ist vielmehr bedeutungsvoll, daß sie ihren Ursprung im Ahnenkulte hat. So wie man sich vor den Ahngöttern verneigte und vor ihnen sprach, so auch vor des Kaisers Majestät; und so wurde es daher höfische und endlich allgemein höfliche Form. Ehrfurcht ist also das Grundmotiv japanischer Höflichkeit. Und wie Konfuzius sagt; dessen Lehre zum altjapanischen Wesen vorzüglich paßte: Gesinnung muß sich auch in der Körperhaltung zeigen. Sich selbst in Zucht halten, in der Gewalt haben, Freude und Zorn nicht auf dem Gesichte zeigen, im Herzen weinen, das ist Würde, und sie fließt nur aus Ehrfurcht.

Aber seit der Meijizeit ist eine Verwilderung aller guten Sitte eingerissen. Bei Banketten macht sich barbarische Formlosigkeit breit. Hohe Beamte, die den Kaiser bei Tempelfesten zu vertreten haben, begehen Formfehler, wegen deren sie sich früher hätten den Bauch aufschlitzen müssen; jetzt lachen sie nur. Gewiß mußte das umständliche alte Zeremoniell den Forderungen der neuen Zeit weichen, aber man verliere darüber nicht seinen Geist, denn es ist der Geist der Ehrfurcht vor den Ahngöttern, ohne den unser Staatswesen nicht bestehen kann.

10. Milde und Duldsamkeit.

Hatte der Verfasser bei seinen bisherigen Ausführungen den Blick fast nur auf seine Landsleute gerichtet, so erscheint sein letztes Kapitel

als temperamentvolle Abwehr ausländischer Entstellungen. Er will nachweisen, wie verkehrt es ist, wenn man die Japaner für eroberungslustig, kriegsliebend oder gar grausam hält. Diese apologetische Haltung tut der Sachlichkeit einen gewissen Eintrag, denn sie verführt gar zu leicht dazu, günstiges und ungünstiges Material auf beide Seiten ungleich zu verteilen. Das Material selbst aber, das er bietet, ist sicher einwandfrei und hat Anspruch auf unsre Beachtung.

Schon in der alten japanischen Mythologie, sagt er, geht es im Unterschied von andern merkwürdig friedlich und unblutig zu. Die ältesten chinesischen Zeugnisse schreiben den Barbaren der östlichen Inseln milde Sitten, Neidlosigkeit, Friedfertigkeit, Einfachheit und feinen Geschmack zu. Gewiß sind die Japaner gute Krieger, aber nicht angriffslustig. Zur Ehre des Samurai gehört es, von seinem Schwert keinen leichtsinnigen Gebrauch zu machen. Zu seinem Handwerk gehört „die weiche Kunst“, Jûjutsu, (wegen ihrer sittlichen Grundlage von Professor Kanō „Jûdō genannt) beruhend auf dem Grundsatz: das Weiche vermag das Starke in Schach zu halten. Es ist also durchaus defensiv, ist die Kunst, die wildtobende Kraft des Angreifers in leidenschaftsloser Ruhe zum eigenen Schutze auszunutzen. Zu Grausamkeiten, wie man sie aus China vernimmt, wie sie aber auch den Russen in Sibirien, den Spaniern in Mexico und Peru nachgesagt werden, ist der normale Japaner einfach unfähig. Auch Grimms Märchen mit ihren bösen Stiefmüttern, die gar noch grausam getötet werden, verletzen das japanische Gefühl. Zur wahren Bildung des Samurai gehört nicht nur das Kriegshandwerk, sondern auch die edleren Künste, Sinn für das Menschliche. Viele Ritter haben gedichtet, viele am Feind Barmherzigkeit geübt. Die Japaner brauchten nicht erst das Rote Kreuz, um das zu lernen. Auch gegen Tiere sind sie gutartig; die Eiferer vom Tierschutzverein können sich ihre Mühe sparen. Im alten Japan aß man wohl Wildbret, aber nie das Fleisch der eigenen Haustiere. Noch heute wird selten einer selbstgehaltene Hühner verzehren. Das mag unlogisch sein, aber das ist nun einmal Gefühlssache. Der Kriegsmann Hatakeyama band sich sein eigenes Pferd auf den Rücken, um es einen gefährlichen Steilhang hinunterzutragen. Wir sind nicht tief religiös, dafür quälen wir aber auch keine Andersgläubigen. Die Christenverfolgung im 17. Jahrhundert hatte politische Gründe, war darum unvermeidlich. Die Strafjustiz ist im Verhältnis milder als in andern Ländern. Mild und gemäßigt wie das Klima seines Landes ist auch der Charakter

des japanischen Volkes. Es denkt nicht an Eroberung, will nur im Frieden sein Land bebauen. Aber es ist auch stolz und wird, wenn angegriffen, sich zu wehren wissen.

Schluß.

Wir stehen am Schluß der Ausführungen von Professor Haga über den Charakter seines Volkes und möchten nun erst richtig anfangen: möchten seine bunt durcheinandergewürfelten Beobachtungen ordnen, sichten, möchten sie mit unseren eigenen Beobachtungen verknüpfen, in unsere eigenen Denkformen umgießen, und womöglich schon heute die letzte Formel für japanisches Wesen aufstellen. Das ungebrochene Fortwirken primitiver Motive neben der rücksichtslosen Bereitschaft, Neuestes zu übernehmen; das Vorwalten geschlossener, fertig geprägter Formen, die kein Übermaß an Leidenschaft und Tiefe gefährdet — das mögen Gesichtspunkte sein, die uns in solcher Richtung vorwärtsbringen können. Doch lassen wir es für heute mit der Anregung genug sein, die dieser echte Japaner ohne Falsch uns gegeben hat, und hören wir zum Schluß noch die Worte, mit denen er selbst von seinen Lesern Abschied nimmt. Er führt, wie ich schon andeutete, den Zusammenhang aus, in dem all die genannten Charakterzüge des japanischen Volkes mit dem ursprünglichen Ahnenkult und der Kaiserverehrung stehen, und wie durch diese Eigenschaften Japan schließlich zur Großmacht des Ostens geworden ist.

„Und nun“, fährt er fort, „ist die Zeit gekommen, wo sich die Kulturen des Ostens und Westens beeinflussen und vermengen, und das nirgends lebhafter als bei uns. Wie lange wird unser Volkscharakter davon noch unberührt bleiben? Und in welcher Art und Richtung wird er sich wandeln? Das ist die große Frage, die uns alle bewegt. Schon gibt es Japaner, die es ablehnen, sich vor den Ahngöttern zu verneigen; Kinder, die gegen ihre Eltern Prozesse führen; Häuser ohne Ahnenschrein; Männer, die an den Namen ihrer Frau „San“ anhängen. Individualismus, Universalismus, Sozialismus greifen um sich, der Kampf ums Dasein steigert täglich seinen Druck. Die zeitraubenden Sitten von ehemals taugen für unsere vielbeschäftigten Kinder nicht mehr. Literatur, Musik, Malerei, Architektur, Theater — alles wird neu und rüttelt das Volk aus den Träumen der Vergangenheit auf. Was wird aus dieser Zeit des Überganges zuletzt herauspringen? Ein Engel oder ein Teufel? Es ist, als hielte uns ein Taschenspieler ein Zauberkästchen vor. Nun, schon beim Einzelmenschen gilt, daß seine starken Seiten

zugleich seine schwachen sind. Machen wir uns klar: derselbe Grund, aus dem die Tugenden unserer Rasse emporsteigen, ist unweigerlich auch die Quelle unserer Fehler. Jetzt, wo wir auf die Bühne der Welt getreten sind, tut es not, sich das deutlich vor Augen zu halten. Ändern wir, was anders werden muß. Erhalten wir, was der Erhaltung wert ist. Bleiben wir uns des Erbes der Vergangenheit bewußt und halten wir uns dabei zu entschlossener Übernahme des Neuen bereit, dann kann diese Zeit für uns große Hoffnungen in ihrem Schoße bergen. Wer als Japaner dieser Aufgabe der Gegenwart nicht gewachsen ist, der wird, so glaube ich, auch vor den Ahnen nicht bestehen können“.